Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde

Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel

Band: 96 (1996)

Artikel: Maria Gundrum, Malerin und Kunsthistorikerin (1868-1941)

Autor: [s.n.]

Kapitel: I: Lehrerin, Studium der Kunstgeschichte, Hinwendung zur Malerei (bis 1903)

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-118378

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

formuliert sie diesen Zwiespalt und lässt uns ahnen, dass ihre Hinwendung zur Kunstgeschichte und zur Kunst der Interpretation auf dem Hintergrund ihrer Resignation als Künstlerin zu verstehen ist. Man möge es der vorliegenden Arbeit nachsehen, dass von der «Malerin», die der Titel verheisst, bisher nur ein einziges Bild aufgefunden werden konnte.

I. Lehrerin, Studium der Kunstgeschichte, Hinwendung zur Malerei (bis 1903)

Maria Gundrum wurde am 18. Juli 1868 in München geboren. Ihre Eltern, die 20jährige Maria Schluttenhofer von München und der vier Jahre ältere Steinmetz Johann Friedrich Wilhelm Gundrum, heirateten im Jahr darauf und liessen das Kind legitimieren. J.F.W. Gundrum war der Spross einer Handwerkerfamilie, die aus Speyer in die Schweiz eingewandert war. Sein Vater, der Zimmermeister Johann Michael Gundrum, hatte sich 1842 in Basel eingebürgert, zunächst eine Baslerin und nach deren Tod die in Basel niedergelassene, aus Württemberg stammende Christina Elisabeth Merker geheiratet. Zahlreiche Angehörige der Familien Gundrum und Merker lebten in Basel, während J.F.W. Gundrum in die Heimat seiner Frau, nach München, übersiedelte, wo er drei Jahre nach der Geburt seiner Tochter starb. Maria Gundrum hat also ihren Vater kaum gekannt. Sie verlebte die ersten Jahre ihrer Kindheit in München bei der Mutter. Ohne sich nochmals zu verheiraten, gebar diese Frau in kurzen Abständen fünf weitere Kinder, und es scheint, dass das Leben der erstgeborenen Tochter im Kreis ihrer Halbgeschwister kein besonders glückliches war.

Mit der Begründung, dass die Mutter «durch ihre Beschäftigung ständig vom Hause ferngehalten werde», schalteten sich, als Maria 11jährig war, die Verwandten von Basel ein, brachten das Kind in die Rheinstadt zu den Grosseltern und richteten ein Gesuch um Aufnahme ins Bürgerliche Waisenhaus. Die Einwilligung dazu zögerte sich etwas hinaus, einmal weil keine finanzielle Notlage bestand – Maria Gundrum besass von ihrem Vater her ein kleines Vermögen –, ausserdem hatte man Bedenken, das Kind, das aus einer katholischen Umgebung stammte, einer auf den reformierten Glauben ausgerichteten Erziehung zuzuführen. Nachdem der Vormund und dessen Stellvertreter die schriftliche Einwilligung zur reformierten Erziehung gegeben und die jährliche Zahlung eines Kostgeldes zugesichert hatten, wurde Maria Gundrum als «Tochter eines hiesi-

gen reformierten Bürgers» am 29. September 1879 ins Waisenhaus aufgenommen[1].

Der Waisenvater J.J. Schäublin führte unter den etwa 150 Kindern ein fromm-patriarchalisches Regiment. Zwar galt er als aufgeschlossen, doch stand die Vermittlung von Wissen und Bildung nicht im Mittelpunkt seiner Pädagogik. Die Knaben wurden zur Erlernung eines Handwerks angehalten und die Mädchen auf die verschiedenen Formen des «Dienens» vorbereitet. Nur wenige Kinder durften die Schulen der Stadt besuchen, 1875 waren es 35 Knaben und 2 Mädchen, die andern wurden in der internen Waisenhausschule unterwiesen. Maria Gundrum durchlief alle vier Klassen der Sekundarstufe und wurde 1884 entlassen. Nun schlug sie eine für ein Waisenhausmädchen ungewöhnliche, ja einmalige Karriere ein: Sie wurde ins Lehrerinnenseminar der Neuen Mädchenschule in Bern aufgenommen. Nur auf Grund einer auffallenden Begabung und dem entsprechend starken Willen kann sie diesen Sprung geschafft haben.

Unter dem Einfluss des Direktors, des Thurgauers Melchior Schuppli (1824–1898), eines aufgeklärten Pädagogen, der sich über die Rolle der Frau als Erzieherin Gedanken machte, dürfte das Klima am Seminar in Bern milder und frauenfreundlicher gewesen sein als im Basler Waisenhaus. Nachdem sie den dreijährigen Kurs mit dem Diplom als Primarlehrerin abgeschlossen hatte[2], bestand Maria Gundrum an der Töchterschule in Basel die Prüfung, die zum Unterricht am 5.–8. Schuljahr berechtigte. Anschliessend erfolgten zur Erlernung der Sprachen Aufenthalte in Frankreich und England. Nach Basel zurückgekehrt, belegte sie an der Allgemeinen Gewerbeschule, der Ausbildungsstätte vieler Basler Künstler, ein volles Pensum in den Fächern Zeichnen und Malen. Doch schon zu Beginn ihres 2. Semesters musste sie abbrechen; sie übernahm die Stunden eines zurücktretenden Lehrers an der Sekundarschule und wurde nach einem knappen Jahr im September 1892 provisorisch und im Jahr darauf definitiv an der Mädchensekundarschule angestellt[3].

Wie ernst sie ihre Aufgabe nahm, geht aus ihren Lehrerberichten hervor: Was ihr zu schaffen macht, ist die Diskrepanz, die besteht zwischen einem Bildungsziel, das auf ein ideales Menschenbild ausgerichtet ist, und der Wirklichkeit des Schulalltags. Als Ursache für die Stumpfheit des Geistes der meisten ihrer Schülerinnen erkennt sie die häusliche Situation dieser Arbeiterkinder, deren Familien dem

[1] Staatsarchiv Basel, Waisenhausarchiv, B 1, Protokolle; H 3, Ein- und Austritte.

[2] Neue Mädchenschule Bern: Jahresberichte ab 1886; Promotionenbuch 1867–1915.

[3] Staatsarchiv Basel, Erziehung NN 4c; Allgemeine Gewerbeschule, Schüleranmeldungen. Anstellung: Erz. M 3.

ständigen Druck des Kampfes um die Existenz ausgesetzt waren[4]. Es wird ihr klar, dass zwischen dem sozialen Umfeld, den Lebensverhältnissen, und der Fähigkeit zu geistiger Entwicklung ein Zusammenhang besteht. So suchte sie einerseits nach Möglichkeiten der Veränderung im Schulsystem und strebte andrerseits für sich selbst eine Verbesserung ihrer Stellung, das heisst eine Anstellung auf einer höheren Schulstufe an.

Einen Weg zur Erreichung solcher Ziele schien der berufliche Zusammenschluss zu bieten. Als im Dezember 1893 in Bern der Schweizerische Lehrerinnenverein gegründet wurde, setzte sich Maria Gundrum dafür ein, dass auch in Basel eine Sektion entstand. Sie übernahm das Präsidium und berief im Oktober 1895 zu einer Versammlung in der Frauenarbeitsschule ein. 54 Lehrerinnen erklärten ihren Beitritt, und mit der Annahme von Statuten und der Wahl eines Vorstandes konstituierte sich der Verein[5].

An der Generalversammlung des Schweizerischen Vereins in Aarau, im Juli 1896, rufen die Lehrerinnen zur Teilnahme am Kongress für die Interessen der Frau auf, der im September in Genf stattfindet. Zusammen mit dem Rektor der Töchterschule, Philipp Anton Largiadèr, reist Maria Gundrum nach Genf und gibt im Kongress ein Votum ab über die Notwendigkeit einer Reform der Volksschule: die Mädchenschulen müssten ihre Ziele vermehrt auf die Bedürfnisse der künftigen Frauen und Mütter ausrichten. Ein Arbeiterkind, das in Basel mit 14 Jahren die Schule verlasse, habe nichts gelernt von dem, was es später als Frau im Leben brauche. Daraus ergibt sich die Forderung nach einer getrennten Erziehung der Geschlechter im Alter von 12–16 Jahren. Die Koëdukation, die am meisten diskutierte Frage auf dem Genfer Kongress, hing eng mit einer der Forderungen zusammen, die die Frauen schliesslich erhoben: die Zulassung von Frauen zum Lehramt auf allen, das heisst auch den oberen Schulstufen. Es galt anzukämpfen gegen die Meinung, eine Frau könne nur Mädchen, und Knaben höchstens im Kindesalter, nicht aber heranwachsende Jünglinge unterrichten. Die beiden andern Forderungen, die der Kongress formulierte, waren: gleiche Entlöhnung für Mann und Frau und die Einbeziehung von Frauen in die vorgesetzten Schulbehörden[6].

[4] StABS, Erz. M 8.

[5] 40 Jahre Schweizerischer Lehrerinnenverein, 1893–1933, von Rosa Göttisheim und Georgine Gerhard, Basel, o.J. (1933). StABS, PA 755, Protokoll des Schweizerischen Lehrerinnenvereins, Sektion Basel, 1895–1915.

[6] Bericht über die Verhandlungen des Schweizerischen Kongresses für die Interessen der Frauen, abgehalten in Genf im September 1896. (Actes du Congrès Suisse des Intérêts féminins).

An der Jahresversammlung des Vereins in Basel referierte Maria Gundrum über den Genfer Kongress und stellte den Antrag, an die Basler Erziehungsbehörde eine Petition zu richten mit den drei Forderungen: Gleichstellung der Lehrerinnen mit den Lehrern in der Besoldung, Einbeziehung von Frauen in die Schulbehörden, Zulassung von Lehrerinnen zum Unterricht auf den höheren Schulstufen. In dem jetzt auf 76 Mitglieder angewachsenen Verein liess dieser Vorschlag die Wogen der Meinungen hochgehen, und es entstand grosse Unruhe. In der Diskussion wurden die ersten beiden Punkte angenommen (der erste einstimmig, der zweite mit kleinem Gegenmmehr), der dritte aber abgelehnt. Zusammen mit ihrer Kollegin Henriette Degen trat Maria Gundrum am 16. November den Gang zum Departement an und überreichte Regierungsrat Brenner die Petition[7].

Es war kaum anders zu erwarten: Nach einem halben Jahr lehnte, auf Antrag der Petitionskommission, der Grosse Rat die Forderung nach Gleichstellung der Lehrerinnen mit den Lehrern in der Besoldung ab. Mit dem Hinweis auf den «durch die Natur begründeten Unterschied, wonach der Mann... leistungsfähiger ist als die Frau», wurde den Petentinnen zudem Unkorrektheit ihres Vorgehens zur Last gelegt. Diese recht unfreundliche, massive Abfuhr hatte ein starkes Absinken der Stimmung im Lehrerinnenverein und ein Auseinanderfallen der Meinungen und Positionen zur Folge. Die für Juni 1897 in Basel vorgesehene Generalversammlung des Schweizerischen Vereins wurde in Frage gestellt und drohte ins Wasser zu fallen[8].

An der zweiten Jahresversammlung der Basler Sektion, am 13. November 1897, rechtfertigte Maria Gundrum die Tätigkeit des Vereins und rettete sein Image, doch legte sie das Präsidium nieder und übergab es an ihre gewählte Nachfolgerin, Rosa Preiswerk. Diese konnte zwar, da sie an einer Privatschule unterrichtete, noch weniger als ihre Vorgängerin den Anspruch erheben, die Gesamtheit der Lehrerinnen an den Basler Schulen zu vertreten. Doch war sie einige Jahre älter und gehörte zudem einem angesehenen Basler Geschlecht an, was für die Zukunft eine weniger stürmische Entwicklung der Dinge zu gewährleisten schien.

In den Frühlingsferien 1897 unternahm Maria Gundrum mit ihrer Freundin Hanna Schwarz eine Reise nach Italien, über die sie

[7] Protokolle der Sitzungen vom 19. September 1896 und vom 21. Januar 1897.

[8] Protokoll der Sitzung vom 11. Mai 1897. Der Bericht der Petititionskommission an den Grossen Rat ist abgedruckt bei: Sara Janner, Mögen sie Vereine bilden ... Frauen und Frauenvereine im 19. Jahrhundert in Basel, 173. Neujahrsblatt, Basel 1995, S. 123f.

anschliessend im Lehrerinnenverein berichtete. Vielleicht war es die direkte Folge der empfangenen Eindrücke, dass sie im Wintersemester 1897/98 an der Universität das Studium der Kunstgeschichte begann. Ihre Tätigkeit im Lehrerinnenverein gab sie aber nicht auf, sie blieb im Vorstand und war auch in der Redaktion der neugegründeten Schweizerischen Lehrerinnenzeitung vertreten. Zwei Aufsätze, die sie dort erscheinen liess, zeigen, in welcher Richtung sich damals ihr Denken bewegte: Unter dem Titel «Aus der Universitätsbibliothek in Basel» beschreibt sie witzig und geistreich ihre eigene Situation, die gewisse Keckheit, die es brauchte, um als eine der ersten studierenden Frauen unbefangen den Lesesaal zu betreten: «Es liest und denkt und schreibt sich hier allerliebst». Sie wendet sich den pädagogischen Zeitschriften zu, «um zu erfahren, was sie über Mädchenerziehung, Frauenbildung und Lehrerinneninteressen zu sagen wissen ... Ich fand fast alle Blätter von Männern redigiert. Die Untersuchung ... schwieg zu meiner Sache. Voran die Blätter der Gymnasien, da fand ich Doktoren und Professoren gleichmässig an der Arbeit ..., ausgegrabenen Griechen und Römern die alte Seele einzuhauchen. Schwieriges Beginnen: ob ihm freilich das Ohr taub werden kann für den Notschrei der Gegenwart und das Anklopfen des neuen Geschlechts»[9].

Ist es hier das alte Thema der bildungsmässigen Benachteiligung der Mädchen, was sie bewegt, so klingt im zweiten Aufsatz «Conrad Ferdinand Meyer (Psychologische Skizze)» ein neuer Ton auf: hier geht es um den schweren Weg einer nicht gelebten Kindheit, der «verlorenen Jugend», zu einem aus eigener Kraft erschaffenen einsamen Künstlertum. «Im reifen C.F. Meyer haben wir ein Produkt sich selbst gewordener und zum Ausdruck gebrachter Kraft vor uns»[10].

Den Versuch, sozial- und schulpolitische Themen im Lehrerinnenverein zur Diskussion zu stellen, gab Maria Gundrum nicht auf. Durch ihren Kollegen Gustav Fautin hatte sie einen gewissen Einblick in die Tätigkeit der sozialdemokratischen Partei. Sie erstrebte die Unterstützung des Lehrerinnenvereins für das Begehren nach der Einstellung weiblichen Aufsichtspersonals in den Fabriken und verlangte erneut obligatorischen Haushaltunterricht für schulentlassene Mädchen[11].

Der Gedanke, dass sie in den Schulinspektionen Einsitz nehmen könnten, begann auch in einer Gruppe bürgerlicher Frauen, die sich

[9] Schweizerische Lehrerinnenzeitung vom 15. November 1898.

[10] Schweizerische Lehrerinnenzeitung vom 15. Februar 1899.

[11] Protokolle der Sitzungen vom 10. Januar 1899 und 10. Februar 1899. Gustav Fautin jun. (1861–1941) war seit 1888 an der Mädchensekundarschule angestellt und gehörte seit 1896 als Sozialdemokrat dem Grossen Rat an.

sozial-politisch engagierten, attraktiv zu werden und sie suchten den Kontakt mit dem Lehrerinnenverein. Dieser Punkt der Eingabe der Lehrerinnen war seinerzeit trotz der Ablehnung des Begehrens nach Lohngleichheit von der Petitionskommission als «aller Achtung wert» erfunden worden. Gleichzeitig mit den Lehrerinnen, aber unabhängig von ihnen, hatten 178 Frauen eine Petition eingereicht, mit der sie die Wahl von Frauen in die Schulinspektionen verlangten[12]. Die aussenstehenden Frauen, «Mütter», wie es heisst, die nach dem Protokoll an der Sitzung des Lehrerinnenvereins vom 18. September 1899 teilnahmen, gehörten vermutlich dem Kreis der Unterzeichnerinnen dieser «Frauenpetition» an, die am Thema des Abends, einem Referat von Maria Gundrum über «Aktuelles aus dem Schulleben», interessiert waren. Die Rednerin begann mit der Feststellung, dass die Mitarbeit von Frauen, das heisst Müttern, in den Inspektionen von den meisten Lehrerinnen sehr erwünscht sei, weil damit der bekannten Benachteiligung der Mädchen im bestehenden Schulsystem entgegengewirkt werden könne. Damit war der Anlass gegeben, einmal mehr auf die ungleichen Chancen der Geschlechter auch für den Lehrerinnenberuf hinzuweisen, war doch seit 1892 in Basel mit der Maturität für die jungen Männer ein Zugang zum Primarlehrerberuf geschaffen, den es in dieser Form für Mädchen nicht gab. Der Töchterschule haftete immer noch das Odium einer «Standesschule» an, und Maria Gundrum bezeichnete die dort angebotene Ausbildung für den Lehrerinnenberuf als ungenügend. Diese Behauptung rief den heftigen Protest der an der Töchterschule unterrichtenden Lehrerinnen hervor, und im Sturm der Diskussion ging das Thema der Frauenvertretung in den Inspektionen unter[13].

Zwei Tage nach dieser Sitzung, in der Maria Gundrum einmal mehr auf Unverständnis für ihre Anliegen gestossen war, richtete sie ein Gesuch an die vorgesetzte Behörde, in dem sie um ein Jahr Urlaub bat. Hat sie die Kritik im Verein gewagt im Hinblick auf diesen Urlaub, oder war es umgekehrt die negative Reaktion auf ihr Referat, was sie zu einem «bis hieher und nicht weiter» veranlasste? Das Urlaubsgesuch ist so abgefasst, dass mit der geplanten «Weiterbildung in Zeichnen, Malen und Kunstgeschichte» auch die Mög-

[12] StABS, Erz. A 23: Petition betreffend Wahl von Frauen in die Schulinspektionen. Ratschlag des Erziehungsdepartements vom 31. Dezember 1898 an den Grossen Rat mit Antrag auf Ablehnung (und weitere Akten). Weder diese sogenannte «Frauenpetition» noch die Petition der Lehrerinnen sind in den Akten aufzufinden.

[13] Protokoll der Sitzung vom 18. September 1899.

lichkeit einer späteren Lehrtätigkeit auf Grund dieses speziellen Studiums ins Auge gefasst wird. Andrerseits gibt die Bittstellerin zu erkennen, dass sie bei einem abschlägigen Bescheid ihre Stelle kündigen würde. Der Urlaub wird aber gewährt, und im April 1900 ist sie für ein Jahr vom Schuldienst befreit[14].

«Gestern habe ich denn auch noch den Studenten gegenüber mein Versprechen eingelöst und sie, d.h. sieben ältere zum Essen eingeladen, darunter Frl. Gundrum, die nach München geht.... Ich glaube, dass man mit mir zufrieden war». Dies teilt der 36jährige Heinrich Wölfflin, der seit 1893 als Nachfolger von Jacob Burckhardt an der Universität Basel Kunstgeschichte lehrte, seinen Eltern mit[15]. Am Ende des 5. Semesters ihres Studiums, das sie neben ihrer Schularbeit bewältigte, gehörte Maria Gundrum also zu den bevorzugten Studierenden Wölfflins, die er zu sich nach Hause einlud. Auch einige andere junge Frauen waren als Studentinnen bei Wölfflin eingeschrieben: Adèle Stöcklin (1876–1960), die später in Volkskunde doktorierte und am Kupferstichkabinett tätig war, die Malerin Maria Lotz (1877–1970) und Emmy Elisabeth Koettgen (1868–1948), die in Zürich die Maturität erworben hatte und dann in Waldenburg Lehrerin wurde. Sie blieb lebenslang mit Maria Gundrum verbunden. 1899 tauchte aus Rostock Hanns Floerke als Schüler Wölfflins auf, der Sohn Gustav Floerkes, eines Freundes von Arnold Böcklin. Auch mit ihm verband Maria Gundrum eine lebenslange Freundschaft[16].

Die wissenschaftliche Hauptarbeit Wölfflins während seiner Basler Professur war die Ausgestaltung seiner Gedanken über das Wesen des klassischen Stils. Wie Jacob Burckhardt ging auch er aus von einer bestimmten Vorstellung des «Klassischen» als etwas Absolutem, Vollendeten, das er wie Jacob Burckhardt in den Werken Raffaels verkörpert fand. Unter dem Einfluss des Bildhauers Adolf von Hildebrand, den er 1888 in Gesellschaft des Basler Architekten Emanuel Laroche in Florenz besucht und dessen Buch «Das Problem der Form» er studiert hatte, vollzog sich die Wandlung seines Kunstverständnisses, die er auf die Formel brachte, er bereite sich vor, «aus der Historie zum Schauen zu kommen».

[14] StABS, Erziehung M 3.

[15] Heinrich Wölfflin an seine Eltern, Basel, 16. Februar 1900: Universitätsbibliothek Basel, Nachlass H. Wölfflin, III A 445.

[16] Hanns Floerke ist Herausgeber des von seinem Vater Gustav Floerke verfassten Erinnerungsbuches: Zehn Jahre mit Böcklin, Aufzeichnungen und Entwürfe, München 1901.

«Ein Phänomen an Ort und Stelle beobachten, das für das ganze Abendland von unabsehbarer Folgewichtigkeit geworden ist», das ist für Wölfflin der Geist der klassischen Kunst, ihre Heimat ist Italien, dort muss sie aufgesucht werden. Die Begegnung mit Hildebrand hatte ihn gelehrt, den Kontakt mit ausübenden Künstlern zu suchen und auch selbst zu zeichnen und zu malen. Den Sommer 1897 verbringt er in Rom und schreibt von dort an Jacob Burckhardt: «Ich verkehre ausschliesslich mit Künstlern, es sind einige vortreffliche Typen da, die Leute kommen doch eher zu einer Art Humanität als die Gelehrten»[17].

So wird der Begriff der Klassik, den Wölfflin seinen Studenten vermittelte, von verschiedenen Seiten eingekreist: aus der von Jacob Burckhardt übernommenen Anschauung vom Höhepunkt der Kunst in der italienischen Renaissance, aus den Erfahrungen des Bildhauers Adolf von Hildebrand, aus seinem persönlichen Umgang mit Künstlern und schliesslich durch den Versuch eigenen künstlerischen Gestaltens.

Es gehörte zum Stil der Lehrtätigkeit Wölfflins, dass er über die Universität hinaus ein breiteres Publikum ansprechen wollte. Seine öffentlichen Vorträge fanden grossen Zulauf, und der Kunstverein bemühte sich um die Mitarbeit des Professors. Im Anschluss an eine Vorlesung über Raffael veranstaltete Wölfflin 1895 in der Kunsthalle eine Ausstellung von Bildern und Stichen Raffaels und drei Jahre später eine solche über den andern Lieblingsmaler Burckhardts, Rubens.

Das künstlerische Leben Basels stand in jenen Jahren unter dem mächtigen Einfluss des grossen Böcklin, in dessen mythologischen Szenen das Basler Bürgertum die Bestätigung seines humanistischen Bildungsgutes sah. Im Kunstverein war man sich aber auch bewusst, dass sich in der bürgerlichen Kunstpflege ein Umbruch anbahne. Es entstehe «eine Kluft zwischen dem ausübenden Künstler und dem rezipierenden Publikum», und «mit den sich immer mehr zuspitzenden Richtungen» nehme die Verständlichkeit eines Kunstwerkes ab. Man bemerkt das erwachende Bedürfnis nach einem Mittelglied

[17] Die zitierten Stellen sind Wölfflins Tagebüchern entnommen: Oktober 1887, September 1896, und dem Brief an Jacob Burckhardt vom 23. Mai 1897 (aus Rom). Abgedruckt in: Heinrich Wölfflin, 1864–1945, Autobiographie, Tagebücher und Briefe, herausgegeben von Joseph Gantner, Basel 1982 (S. 50, 118 und 127); hier zitiert als «Gantner». Vgl. auch: Joseph Gantner, Heinrich Wölfflins Basler Jahre und die Anfänge der modernen Kunstwissenschaft, Rektoratsprogramm der Universität Basel für das Jahr 1960, Basel 1960 (Sonderabdruck aus: Gestalten und Probleme aus der Geschichte der Universität Basel).

zwischen dem Betrachter und dem Kunstwerk: der Erklärung, der Interpretation[18].

An der Gewerbeschule, wo als massgebender Lehrer an der Malklasse Fritz Schider (1846–1907) unterrichtete, huldigte man keineswegs nur der Böcklin'schen Tradition. Schider war als junger Maler in München von Wilhelm Leibl beeinflusst worden, der sich seinerseits von den französischen Frühimpressionisten Gustave Courbet und Edouard Manet hatte inspirieren lassen.

Aus Anlass des 70. Geburtstages von Böcklin fand 1897 in der Kunsthalle eine grosse Ausstellung seiner Werke statt, die Tausende von Besuchern anlockte und eine Welle der Böcklin-Begeisterung auslöste. In seiner Festrede pries Wölfflin Böcklin als einen «Idealisten», der «eine künstlerisch überhöhte Vision der Welt» gestaltet habe. Seine Schaffensweise sei «die Negation des sogenannten Impressionismus», und die historische Bedeutung Böcklins werde erst dann richtig hervortreten, «wenn die Abrechnung mit dieser gewaltigen Macht, die unser Zeitalter beherrscht (– gemeint ist der Impressionismus –) endlich stattgefunden hat»[19].

So standen sich in den 1890er Jahren in Basel, vereinfachend gesagt, zwei Kunstrichtungen gegenüber: der in der Tradition Böcklins stehende «Idealismus», der «ohne die verunklärende Betrachtung der Natur» mit dem Formengut der Klassik arbeitete, und eine Malerei, die vom Studium der Natur, der Beobachtung des Lichts und des Kolorits ausging, und die man «malerischen Realismus» oder «Pleinairismus» nannte. Diese Auseinandersetzungen bildeten das Klima der Kunstszene Basel, die Maria Gundrum nun verliess, als sie für ein Jahr nach München übersiedelte.

«München leuchtete», so leitet Thomas Mann seine hintergründige Novelle «Gladius Dei» ein, in der er die Kunststadt München um 1900 schildert, und: «München ist ein Arkadien zugleich und ein Babylon», lässt Frank Wedekind zur gleichen Zeit seinen Marquis von Keith sagen. Mit dem breiten Spektrum ihres künstlerischen Lebens, das alle Bereiche der bildenden Kunst, des Kunstgewerbes und des Kunsthandels ebenso umfasste wie die Literatur mit Thea-

[18] Jahresberichte des Basler Kunstvereins 1882–1886. Die zitierten Stellen bei: Lukas Gloor, Die Geschichte des Basler Kunstvereins 1839–1908, Basel 1988. Ders., Von Böcklin zu Cézanne, Die Rezeption des französischen Impressionismus in der Schweiz. Diss. Universität Bern, Zürich 1984. Dorothea Christ, Maler und Bildhauer der Basler Künstlergesellschaft 1850–1950, Kunsthalle Basel, Ausstellungskonzeption und Katalogtexte, Basel 1980.

[19] Die Rede Wölfflins ist gedruckt: Basler Jahrbuch 1898, S. 218ff.

ter, Kabarett und Musik, war München tatsächlich die Musenstadt par excellence, aber eben eine «Musenstadt mit Hinterhöfen»[20]. Unter diesem doppelten Aspekt wurde die Stadt, in der sie ihre Kindheit verbracht und die sie seither öfters wieder aufgesucht hatte, von Maria Gundrum erlebt.

Die Volkstümlichkeit der Kunstpflege in München war einzigartig und unterschied sich von dem, was in andern Städten, auch in Basel, üblich war. Mehr als anderswo wurde hier der «Fiktionsrahmen» der Kunst immer wieder überschritten in Richtung auf eine «Festkultur des Alltags», wo sich, auch bei zunehmender Bevölkerung, in öffentlichen Gärten und Bierhallen ein sozialer Ausgleich vollzog. Die berühmten Künstlerfeste der Vorkriegszeit begeisterten auch auswärtige Besucher. So erinnert sich der Basler Maler Wilhelm Balmer an ein Volksfest zum 100. Geburtstag Ludwigs I. von Bayern, an dem die Schüler der Malklasse von Ludwig von Löffz in historischen Kostümen aus der Zeit van Dycks einen Festzug bildeten[21].

Dass Kunst hier als eine Form der Gemeinschaft erlebt wurde, die tief ins Kleinbürgertum reichte, das war es, was Maria Gundrum das Klima dieser Stadt als heimatlich empfinden liess. Es ist nicht bekannt, an welcher Ausbildungsstätte sie ihr Urlaubsjahr verbrachte. Wie andere Schüler von Fritz Schider wird sie in einem Atelier gearbeitet haben. Kontakt hatte sie mit der aus Basel stammenden Martha Gelpke, die an der Akademie studierte und durch die sie in Verbindung mit der Familie des Basler Schriftstellers C.A. Bernoulli kam. Freundinnen der Münchner Zeit waren sodann Olga May und Else Buchholz, die später den Tiermaler Adolf Thomann heiratete, auch er war mit Maria Gundrum bekannt[22]. Am Ende des Urlaubsjahres geniesst sie mit Freunden und Freundinnen den Fasching und schreibt nach einer fröhlichen Nacht in übermütiger Laune an einen jungen Mathematiker und Astronomen, Karl Schwarzschild, der sich kurz zuvor habilitiert hatte:

[20] München – Musenstadt mit Hinterhöfen, Die Prinzregentenzeit 1886–1912, herausgegeben von Friedrich Prinz und Marita Krauss, München 1988.

[21] Wilhelm Balmer (1865–1922) in seinen Erinnerungen, herausgegeben von Francis Kervin, Erlenbach/Zürich 1924, S. 240ff. Schilderungen von Schwabinger Faschingsfesten und Künstlerfesten überhaupt, wie sie um 1900 (auch in Basel) üblich waren, finden sich häufig in Briefen und Aufzeichnungen der Zeit wie auch in der Literatur.

[22] Eva Bernoulli, Musenalmanach einer Baslerin, Basel 1993, über Martha Wittwer-Gelpke(1874–1959). Adolf Thomann war in München Schüler Heinrichs von Zügel. Er gehörte der «Dachauer Gruppe» und später in Basel der Gruppe «Die Walze» an.

«Nun, verehrter Überbruder, Sie haben wohl durchgeschlafen bis es mit dem besten Willen nicht mehr ging und jetzt arbeiten Sie, als obs überhaupt keinen Carneval gäbe. Ich geh' an keinen Ball mehr und schreibe Ihnen, damit Sie sich nich fürchten ... Ich probier zu arbeiten, – hab eine Karte fürs Kaffee Luitpold und weiss noch nicht, ob ich den Prinzen Carneval preisen oder verwünschen soll»[23].

Der Ausdruck «Überbruder» gibt einen Hinweis auf das Milieu, in dem diese Faschingsbelustigung sich abspielte: es ist das neu entstandene Münchner Kabarett, das die Mode des «Überbrettls» pflegte, einer Kunstform, die im Ansatz ihrer Kulturkritik Nietzsche parodierte[23a].

Während ihres Urlaubs hatte Maria Gundrum ein Erlebnis, das sie tief erschütterte. Dass sie mit Schwarzschild, dem Kameraden des Faschingsvergnügens, in Kontakt blieb und sich ihm, wenn auch nur andeutungsweise, anvertrauen konnte, half ihr wohl über den schweren Anfang in Basel, wo sie ihre Schularbeit wieder aufnahm, hinweg. «Ich möchte antworten und kann nicht, bis ich im eigenen Zimmer sitze und die Türe zu ist zwischen mir und dem übrigen Basel», schreibt sie auf einer eiligen Karte, und zehn Tage später in einem ausführlichen Brief: «Ich beschäftige mich in Gedanken öfter und tiefer mit denjenigen, die ich nicht, wenn ich will, erreichen kann und tu es noch bewusster und intensiver, seit ich gelernt habe, an die Vergänglichkeit auch der tiefsten Gefühle zu glauben. Ich zittere vor dem Gedanken, dass einmal mein Münchnerjahr, diese seligste Zeit meines Lebens, ausgeklungen haben wird –, überhaupt

[23] Universitätsbibliothek Göttingen, Nachlass Karl Schwarzschild, Cod. Ms. 294, Maria Gundrum an Karl Schwarzschild, o.O., o.D. (München, Fasching 1901). Karl Schwarzschild (1873–1916) war einer der bedeutendsten Gelehrten auf dem Gebiet der Astrophysik. Nach dem Abschluss seiner Studien und kurzer Dozententätigkeit in München wurde er nach Göttingen und später an die grösste deutsche Sternwarte in Potsdam berufen. Sein Nachlass befindet sich in der Universitätsbibliothek Göttingen, er enthält die Briefe Maria Gundrums aus den Jahren 1901–1903. Sein wissenschaftliches Lebenswerk liegt in einer dreibändigen modernen Ausgabe vor, die auch einen ausführlichen Lebenslauf enthält: Karl Schwarzschild, Gesammelte Werke/Collected Works, edited by H.H. Voigt, Berlin, Heidelberg, New York, London, Paris, Tokio, Hong-Kong, Barcelona, Budapest, 1992. Auf diese Publikation machte mich freundlicherweise der Leiter der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Göttingen, Herr Dr. H. Rohlfing, aufmerksam. Ich danke ihm für die Überlassung von Kopien der Briefe Maria Gundrums.

[23a] «Nietzsches Mission des ‹Übermenschen›, das ganze ‹Leben› durch Kunst zu befreien, inspirierte ... die modernen Kabaretts in Berlin wie in München». Dazu ein Zitat von Julius Bierbaum: «Wir werden eine neue Kultur herbeitanzen. Wir werden den Übermenschen auf dem Brettl gebären». Walter Schmitz in seinem Beitrag: «Die elf Scharfrichter, Ein Kabarett in der «Kunststadt» München», in: München – Musenstadt mit Hinterhöfen, S. 277–283.

hasse ich jetzt, wo ich wieder mit allen Fasern meines Seins ans Leben gebunden bin und viel inneren Lebensmut empfinde, nichts so sehr wie jeden leisesten Anklang an Aufhören, Absterben, alt und müde werden»[24].

Neben ihrer regulären Arbeit an der Sekundarschule gibt sie jetzt zusätzlich an einer Privatschule Zeichenunterricht, den sie, indem sie die Kinder ins Museum führt, zur Kunsterziehung ausweitet. Ausserdem hält sie im Museum einen Kurs für Damen ab, den sie als ihre «Hauptarbeit» bezeichnet und der erfolgreich ist. «Auf den Herbst wird Wiederholung verlangt»[25].

Sie wohnt zu dieser Zeit in Basel in einem der mittelalterlichen Häuser an der Augustinergasse, dem Haus «Zum Rappenfels», das sich in einem schlechten baulichen Zustand befand, aber die herrlichste Aussicht nordwärts über den Rhein und den Schwarzwald gewährte. Die Begeisterung über den weiten Ausblick lässt sie ausrufen: «Die Form ist nichts, das Licht, die Farbe ist alles»[26].

Nachdem sie die Pfingsttage mit Schwarzschild und einigen andern Freunden am Bodensee zugebracht hat, wird die Korrespondenz umso angeregter fortgesetzt. Ausführlich schildert sie, wie sie das grosse Volksfest erlebte, mit dem Basel im Juli 1901 den 400. Jahrestag der Vereinigung der Stadt mit dem Bund der Eidgenossen feierte. Wie viele allein lebende Menschen empfindet sie bei der allgemeinen Festfreude, die sich vor ihren Augen jenseits des Rheins entfaltete, das Gefühl ihrer Einsamkeit und das nicht mehr Dazugehören. «Jetzt spielen sie drüben sentimentale Lieder und singen dazu, wär' ich in München, ich wär längst hinüber und hätt mich mitten in den Strudel gestürzt. Hier kann ich kein Bein rühren». Die Melancholie, die im ersten, in der Nacht geschriebenen Teil dieses Briefes ausgesprochen ist, wird am folgenden Tag in einer Nachschrift aufgehoben: «S'ist wieder tageshell und die Gespenster sind weg. Ich hab heut morgen drei Meter Leinwand grundiert und harre nun der Dinge, die da kommen sollen». Sie habe sich in der letzten Nacht doch noch «aufgerappelt» und sich mit einer List – sie sei auf der Suche nach ihrem «Schatz» – Zutritt zum Festzelt verschafft. «Da war ich nun im Paradies und suchend drückte ich mich durch von Tisch zu Tisch. Aber er war nicht drinnen. Dagegen stiess ich auf viel stumpf dasitzende Menschen. Einmal sah ich einen Tisch voll Lehrer. Meine Kolleginnen all in den weissen Kleidern der Festchor-

[24] Karte vom 20. April 1901, Brief vom 30. April 1901.
[25] Brief vom 22. Juni 1901.
[26] Brief vom 30. April 1901.

jungfrauen. Da ging ich schnell weiter und hatte keine Lust mehr, Festjungfrau zu sein. Plötzlich ein bekanntes Gesicht, Bauerballbekanntschaft. Balmer, der hier die Rathausfresken zu malen hatte. Hätte er nicht eine Schar Menschen um sich herum gehabt, so hätte ich ihn angehalten. Ich bin auf der andern Seite des Festplatzes wieder raus und war froh, als ich wieder in meiner Klause war. So sind Basler Feste immer»[27].

Schwarzschild verbringt den Sommer beim Bergsteigen, und sie schreibt Mitte September: «Ich lese viel, halte Schule und zeichne, wenn ich dazu komme. Ich hole mit grossem Genuss nach, was die Jungens auf dem Gymnasium serviert bekommen. Ilias und Odyssee. – Ovids Verwandlungen etc.»[28].

Im Dezember dieses Jahres reicht sie bei der Erziehungsbehörde ihr Entlassungsgesuch auf Frühjahr 1902 ein. «Es ist mir nicht möglich, immer auf derselben Stufe zu unterrichten. Wie die Verhältnisse liegen, habe ich keine Aussicht, auf eine höhere Stufe zu gelangen. Deshalb habe ich mich entschlossen, zurückzutreten und mir ausserhalb des Staatsdienstes meinen Lebensunterhalt zu verdienen». Am 30. Januar wird die Entlassung «unter bester Verdankung der geleisteten guten Dienste» auf Ende Schuljahr ausgesprochen[29].

Maria Gundrum blieb zunächst in Basel und setzte den Zeichenunterricht an der Privatschule fort. Im Juni, anlässlich der Generalversammlung des Schweizerischen Lehrerinnenvereins hielt sie eine Führung in der öffentlichen Kunstsammlung ab. Ihre wichtigste Unternehmung in diesem Jahr war aber ein Aufenthalt in Paris. «Je suis à Paris pour trois mois, jusqu'en octobre», schreibt sie an Schwarzschild. «Je travaille 8 à 10 heures par jour. Je fais des progrès, mais que le chemin est long. Paris est magnifique, mais je suis toute seule à en jouir. Ça fait que je me passe des jouissances et que je me tiens au travail. Je ne connais ici pas âme qui vive, c'est malheureux. – Les professeurs sont tous à la campagne, donc pas de corrections, mais de superbes modèles»[30]. Diesem letzten Satz darf man wohl entnehmen, dass sie an einer Schule eingeschrieben war.

Bei der Rückkehr aus Paris findet sie eine Nachricht von Schwarzschild vor, der sie zweimal in Basel besuchen wollte und sie ebenso verfehlte, wie sie ihn verfehlt hatte, als sie im Sommer kurz

[27] Brief vom 16. Juli 1901.
[28] Karte vom 16. September 1901.
[29] StABS, Erziehung M 3, 17. Dezember 1901 und 30. Januar 1902.
[30] Karte, Paris, 22. September 1902.
[31] Brief o.O., o.D. (München, Sommer 1902).

in München weilte. Mit «Überonkel», «Überwesen», «Übermensch» rief sie ihm als «Über-Maria» den Beginn ihrer Bekanntschaft im Umfeld des «Überbrettl» in Erinnerung[31].

Unterdessen war Schwarzschild in Göttingen als Professor etabliert und leitete die Königliche Sternwarte. «Ich hoffe, Sie sind in Ihrem Göttingen zufriedener als ich in meinem Basel», schreibt sie im Herbst, «aber das ist eigentlich selbstverständlich, Sie haben die Arbeit, die Sie lieben, und ich frohndienste immer noch.» Sie wiederholt, wie sehr sie in Paris gearbeitet habe, und dass das in Basel nicht mehr möglich sei. «Dieses fortwährende Ansetzen und Wiederabbrechen macht mich müde und ziemlich hoffnungslos. Hier habe ich nun wieder einen Kurs begonnen, in den 27 Damen kommen, es ist freilich leichter, zur Befriedigung anderer schön über Kunst zu sprechen, als dazu zu gelangen, zu eigener Befriedigung ein Kunstwerk zu Stande zu bringen»[32].

Die Kurse, die Maria Gundrum von 1901–1903, das heisst nach ihrer Rückkehr aus München bis zu ihrer Abreise nach Italien, in der Öffentlichen Gemäldesammlung im Museum an der Augustinergasse abhielt, sind bezeugt durch eine Anfrage, die der Konservator, Paul Ganz, an den Präsidenten der Museumskommission, den allmächtigen Karl Stehlin (1859–1934), richten musste: ob Maria Gundrum für ihre Vorlesungen, zu denen sie Material aus dem Kupferstichkabinett brauchte, die Aula des Museums benützen dürfe. Dieses Gesuch wurde bewilligt, weil die Zahl der Zuhörerinnen um die 40 betrug. Pro Vorlesungsstunde wurde ihr eine Gebühr von Fr. 2.– auferlegt[33].

Im Wintersemester 1901/02 war sie ein letztes Mal an «Kunstgeschichtlichen Übungen» bei Wölfflins Nachfolger H.A. Schmid eingeschrieben, unter andern in Gesellschaft von Hermann Kienzle, Emil Major und Hanns Floerke, der vor dem Abschluss seines Studiums stand[34]. Dann verschwindet ihr Name aus den Listen der Studierenden. Sie selbst spricht gegenüber Schwarzschild von ihrer «Kunstgeschichtelei», ein Ausdruck, der vermuten lässt, dass sie das Studium zu diesem Zeitpunkt nicht mehr sehr ernsthaft betrieb.

[32] Brief, Basel, o.D. (Herbst 1902).

[33] StABS, Erziehung DD 7a, 27. Januar 1902, 5. und 9. Februar 1903. Paul Ganz (1872–1954), Holbeinforscher, Begründer des Archivs für schweizerische Kunstgeschichte.

[34] Hermann Kienzle (1876–1946), später Direktor der Allgemeinen Gewerbeschule in Basel. Emil Major (1879–1947), später Konservator am Historischen Museum in Basel. Über ihn: Ulrich Barth in: Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne, Nr. 25. Hanns Floerke hatte Basel schon Ende des Sommersemesters 1901 verlassen.

«Jetzt aber, da ich das Ziel kenne ... ist halt jeder Wind, der mir nicht hilft, ein Feind»[35].

Weihnachten 1902 verbringt sie mit den Freundinnen Olga May und Hanna Schwarz in Berlin. Jetzt ist der Entschluss gefasst, die «interimistische Tätigkeit» durch die Abreise aus Basel zu beenden. «Im Frühjahr kann ich wieder für 6 Monate an die eigene Arbeit. Ich geh wahrscheinlich nach Italien. Mit dieser feinen Aussicht ertrage ich Basel ganz gut. Wo und wann werden wir uns das nächste Mal verfehlen? ... Mög's Ihnen immerzu gut gehen auf Ihrer feudalen Sternwarte»[36]. Dies ist der letzte Gruss, den sie aus Basel an Schwarzschild sendet. Ihm folgt Monate später eine Ansichtskarte aus Rom, die die Villa Borghese zeigt: «Aus meiner geliebten Villa herzliche Grüsse. Wohin führt Sie wohl der Sommerflug? Mir ist sehr wohl, vielleicht bring ich's doch noch zu etwas. Am liebsten blieb' ich immer in Italien bis sich das entschieden hat.» Damit bricht die Korrespondenz ab.

II. Wanderjahre: Rom, Paris, Berlin, München (1903–1914)

Wohlversehen mit einem Empfehlungsschreiben von Paul Ganz, das sie als «peintre-artiste» bezeichnet, die in Basel Kurse über italienische Kunst abgehalten habe und sich jetzt in Italien weiterbilden wolle, hatte Maria Gundrum im Mai 1903 die Reise nach Rom angetreten[37]. Im November trifft sie hier mit Heinrich Wölfflin zusammen, der für das Wintersemester von seiner Berliner Professur beurlaubt war. Sein Buch über die Klassische Kunst war bereits in 2. Auflage erschienen, und er bereitete ein neues Werk, «Die Kunst Albrecht Dürers» vor. Er wollte nicht wie früher in der Nähe des Archäologischen Instituts und der «deutschen Gesellschaft» wohnen, sondern suchte eine Umgebung, die ihm freien Verkehr und auch eigenes künstlerisches Schaffen ermöglichte. Maria Gundrum war ihm dabei behilflich. Die Begegnung mit seiner ehemaligen Schülerin war nicht eine zufällige. Sie weilte, wie wir wissen, seit dem Frühsommer in Rom und hatte Zugang zu einem Atelierhaus in der Nähe von Ponte Molle, wo sie arbeiten konnte und wo Modelle zur Verfügung standen. Sie half Wölfflin zunächst, ein Zimmer in der Nähe des Forums zu finden, und führte ihn dann in das Atelierhaus ein.

[35] Brief, Basel o.D. (Winter 1902).
[36] «Miniaturbrief», Basel, 17. Januar 1903.
[37] StABS, Erziehung DD 7a, 22. April 1903.